Zeitschrift: Schweizer Frauenblatt : Organ für Fraueninteressen und Frauenkultur

Herausgeber: Bund Schweizerischer Frauenvereine

Band: 35 (1953)

Heft: 2

Heft

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 06.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Winterthur, 9. Januar 1953 | Erscheint jeden Freitag | 35. Jahrgang Nr. 2

Schweizer Frauenblatt

Abonnementspreis: Für die Schweiz per Post jährlich Fr. 13.50, halbjährlich Fr. 7.50. Auslands-Abonnement pro Jahr Fr. 16.–. Einzel-Nummern kosten 25 Rappen. Erhältlich auch in sämtlichen Bahnhof-Kiosken. Abonnements-Einzahlungen auf Postcheck-Konto VIII b 58 Winterthur

Offizielles Publikationsorgan des Bundes Schweizerischer Frauenvereine

Verlag: Genossenschaft «Schweizer Frauenblatt», Zürich
Inseraten-Annahme: Ruckstuhl-Annoncen, Forchstrasse 99, Zürich 22, Tel. (051) 32 76 98, Postcheck-Konto VIII 16327
Administration, Druck und Expedition: Buchdruckerei Winterthur AG., Tel. (052) 2 22 52, Postcheck-Konto VIII b 58

Organ für Fraueninteressen und Frauenaufgaben

Insertionspreis: Die einspaltige Millimeterzeile oder auch deren Raum 15 Rp. für die Schweiz, 30 Rp. für das Ausland. Reklamen: Schweiz 45 Rp., Ausland 75 Rp. Chiffregebühr 50 Rp. Keine Verbindlichkeit für Placierungsvorschriften der Inserate. Inseratenschluß Montag abend

Schatten über dem weissen Kreuz

El. St. Nachdem wir das alte Jahr zu Grabe getragen haben, dankbar für das Gute, das es uns zugedacht, ergeben für alles weniger Gute, Schwere, Unwiederbringliche, das es uns auferlegt hat und wovon ein gut Teil in das neue Jahr mitzunehmen uns bestimmt ist, sollten wir noch einmal einen mutigen und ehrlichen politischen tour d'horizon über 1952 halten. Nur so können wir uns Rechenschaft darüber ablegen, was wir im alten Jahr richtig oder falsch gemacht haben, was für geistige Kräfte unser Tun gelenkt haben, und was für Aufgaben auf uns warten.

Früher, ja bis vor wenigen Jahren, ist es so gewesen, dass man als Schweizer im Ausland immer wieder für die Tatsache beglückwünscht und belobt wurde, dass wenigstens wir in der Schweiz keine Korruption kennen, keine trüben staatlichen Affären existierten, Dass solche Feststellungen jedem rechten Schweizer glatt und wohlig hinuntergerutscht sind wie ein Mondaminpudding mit Himbeersauce ist verständlich, um so mehr, als er sich berechtigt fühlte, solches Lob mit gutem Gewissen auf Konto Helvetien unwidersprochen zu registrieren.

Zeiten und Verhältnisse scheinen sich nun aber in den letzten Jahren, wohl unter dem Einfluss zweier Weltkriege, in verschiedenen Sektoren unseres öffentlichen Lebens ziemlich verändert zu haben, und Recht und öffentliche Moral stehen in grosser Gefahr, gewisse Kautschuk-Eigenschaften anzunehmen, welche aufmerksame und senkrecht denkende Bürger und Bürgerinnen mehr und mehr beunruhigen.

Wenn wir die unerfreulichen Vorkommnisse daraufhin betrachten, aus welchen Gründen und Ursachen heraus sie überhaupt entstehen und sich in aller Ruhe zu grossen Affären entwickeln konnten, müssen wir diese in erster Linie in zwei dunklen Mächten suchen, die heute weitgehend unser öffentliches und unser privates Leben beherrschen: Geld- und Machtgier. Wir dürfen sagen, diese stehen nicht nur bei uns in der Schweiz, aber auch bei uns in der Schweiz am Anfang und Ende jeder üblen Geschichte. Die Geldgier verführt zu unsauberen, unrechten Unternehmungen und Handlungen; und die Machtgier, der häufig ein unerhörter Geltungstrieb zugrundeliegt, verführt Menschen, denen durch Stellung und Beruf gewisse Vorgesetzten- und Führerrechte zukommen, häufig dazu, ihre Befugnisse dazu zu missbrauchen, die Gewissen ihrer Untergebenen und deren Willen zu Wahrhaftigkeit und Sauberkeit unter Druck zu setzen. In den «Basler Nachrichten» hat Bth. in einem sehr tiefschürfenden Artikel u. a. ausgeführt, wie aus dieser ständigen Bedrohung der eigenen, oft bescheidenen Existenz infolge mutigen Aufdeckens fauler und betrügerischer Zustände diese sich zu immer grösseren Skandalen auswachsen können, bis dann endlich so eine Eiterbeule zum Platzen kommt.

Eine der schlimmsten Erfahrungen des letzten Jahres ist für breite Schichten unseres Volkes das schwindende Vertrauen in unsere Gerichte. Der bedingte Straferlass wird oft geradezu in einer Art und Weise gewährt, dass der einfache Bürger nichts mehr begreift an der Deutung von Recht und Unrecht, während in anderen Fällen unerhört strenge Strafen verhängt werden. Urteile werden gefällt, in denen stets die «Grossen und Mächtigen dieser Erde», das heisst des Militärs und der Verwaltung, geschont werden und man die Ausübung des Rechts nicht nur an «den Geringsten unter ihnen» vollzieht, während man offenbar jene, die durch das, was sie in dieser Affäre über andere in der Oeffentlichkeit exponierte Persönlichkeiten noch wissen müssen, durch ein mildes Urteil zum Schweigen bringen will. Das ist allgemein das Kommentar einer breiten Oeffentlichkeit zu einigen der Gerichtsfälle des letzten Jahres.

Vor allem hat das Urteil des Gerichts im Weinskandal der Cavi das im Volke bestehende Malaise seit dem Aspirantenprozess, dem Fall Bühler, dem Bunkerprozess und der Mordaffäre Lorenzetti in Lausanne nicht vermindert. Im Fall Schenk, der ein notorischer Betrüger ist, waren diejenigen, die von den Behörden für einen korrekten Ablauf einer vom Bund aus gestarteten Aktion verantwortlich gemacht waren, durch ihre Schlamperei und Gewissenlosigkeit in den ihnen auferlegten Pflichten mindestens ebenfalls strafbar. «Aber bis ins Bundeshaus und in die oberen Regionen der Mitschuldigen an diesen und anderen Fällen reicht die Unabhängigkeit unserer Gerichte offenbar nicht mehr.» So wird überall geurteilt, und es scheint uns richtig, dass nicht nur hintenherum geschimpft wird, sondern dass diesem Unbehagen deutlich Ausdruck gegeben wird. Die welschen Zeitungen, vor allem die freisinnige Gazette de Lausanne, nimmt kein Blatt vor den Mund, und sogar aus den Kreisen der welschen Rebbauern und Landwirte wird deutlich die Forderung erhoben: «Adieu, Monsieur Chaponnier!» — Geht man den Anfängen dieser Weinaffären nach, so darf man ruhig feststellen, dass sie in dem berüchtigten Start des Coupierens und dann des ebenso berüchtigten «Rubatellers liegen; denn wenn von oberster Stelle aus solchen unsauberen Manipulationen und Pantschereien der Segen erteilt wird, ist es kein Wunder, wenn das Volk direkt zum Betrug aufgefordert wird! So tönt es, wo man hinhört, in der Welschschweiz, wo noch mehr Zivilcourage lebendig ist, noch kräftiger als in der deutschen Schweiz.

Es ist das System, das falsch ist mit seiner zunehmenden Verstaatlichung, aller Lebenssektoren, für deren saubere und richtige Lenkung, doch ab und zu die richtigen Persönlichkeiten zu fehlen scheinen, offenbar durch das Proporzsystem bedingt, und wenn es dann irgendwo eine «Geschichte» gibt, so wagen unsere Gerichte es scheinbar nicht mehr, das Prestige der Lenker unserer Geschichte anzutasten.

Das Recht ist eine strenge Herrin, und wenn es auch gewisse Fälle gibt, wo mildernde Umstände zu berücksichtigen sind, so ist es doch für den gesunden Fortbestand eines Staatswesens, besonders einer Demokratie, unerlässlich, dass das Volk vollstes Vertrauen haben kann in die staatliche Rechtsauffassung und die Urteile der Gerichte. Ganz besonders aber da, wo grosse öffentliche Mittel durch Betrug und Coulage auf der einen Seite, und eine unverantwortliche Schlamperei und ein an Gehilfenschaft grenzendes laisser faire solche andererseits verschleudert werden, wo dadurch ein ganzer, tüchtiger Produzentenstand in Auskommen und Ansehen gefährdet wird, da ist es wirklich an der Zeit, für solche Methoden und Auffassungen ein energisches Halt zu verlangen.

Die alte, klassische Auffassung vom Recht ist heute vielleicht im breiten Volk noch lebendiger und kraftvoller erhalten als in jenen Kreisen, die durch ihre politische Arbeit unter dem Grundsatz des «Erreichens des Möglichen» langsam zu vergessen scheinen, was Pascal einmal so kurz und bündig über das Recht gesagt hat: «Recht ist Recht, weil es recht ist.» Im modernen Leben hat man leider der Göttin der Gerechtigkeit öfter und öfter die symbolische Binde von den Augen gerissen und sie damit in Versuchung gebracht, die Schalen sich je nach Ansehen der Person senken oder heben zu lassen. Noch stehen mehrere, sagen wir Affären, auf dem Programm für das begonnene Jahr. Möge die Empörung über die Urteile, besonders über die nicht gefällten im Weinskandal, Behörden und Gerichten eine Warnung sein, ihre Urteile ohne Ansehen der Person und ihrer Stellung in Behörden, Verwaltung und Armee zu fällen, — aber auch eine Warnung sein an die Machthabenden und Machtgierigen, durch Drohungen oder Rache-Entlassungen denjenigen Schweizern den Mund zu verbinden, die noch Wert legen auf ein blankes Schweizer Kreuz und bereit sind, sich persönlich dafür einzusetzen: «Recht ist Recht — weil es recht ist, und Unrecht ist Unrecht — weil es unrecht ist.»

Das sei die Losung für Volk und Behörden für 1953, dann werden auch die unsauberen Geschichten aufhören. Aber dass es so sei, dazu muss jeder einzelne an seinem grossen oder kleinen Posten beitragen. Wir wissen es, das bringt Kampf, Verzicht, oft auch Leid und Entbehrung. Aber wie hat Luther gesagt: «Hier stehe ich — ich kann nicht anders» — und wie oft tönt es bei uns: «Hier stehe ich — ich kann auch anders»! Das sind grundlegende Fragen und Forderungen für ein Volk, das doch letzten Endes seinen Weg ziemlich allein und abgeschlossen gehen und finden muss, und deshalb einen Nachwuchs braucht für den «Recht-Recht ist, weil es recht ist.»

Eine kirchliche Bilanz an der Jahreswende

Der Schweizerische Evangelische Pressedienst schreibt uns: Für zahlreiche kirchliche Werke der Schweiz bedeutete das vergangene Jahr einen Markstein auf dem Wege ihrer Entwicklung, indem sie in Jubiläumsfeiern Rückblick und Ausblick halten konnten. Auf eine hundertjährige Vergangenheit blickten die Diakonissenhäuser Riehen und Saint-Loup zurück, während das Schweizerische Blaue Kreuz dreiviertel Jahrhundert seinen selbstlosen Dienst an gefährdeten Menschen erfüllt hat. Einen siebzigjährigen verborgenen Dienst hat auch das Heilsarmee-Werk in unserem Lande getan. Die französische Kirchgemeinde Zürich konnte sich im Februar ihres 50jährigen Bestehens erfreuen, und der Schweizerische Verband für Innere Mission und Evangelische Liebestätigkeit hat während 25 Jahren seinen wichtigen Dienst erfüllt. Das Zwinglihaus in Wildhaus, das seinerzeit im Gedenken an das 400. Todesjahr Ulrich Zwinglis gegründet worden war, durfte während 20 Jahren für die evangelische Jugend der Schweiz zu einer Heimstätte werden.

Die Ausarbeitung und Vorberatung eines neuen Kirchengesetzes im Kanton Zürich hat die Frage des rechtlichen Verhältnisses zwischen Kirche und Staat für kirchliche Kreise ins Zentrum gerückt. Auch in anderen Kantonen ist eine Neugestaltung der Kirchengesetze oder eine Revision einzelner Bestimmungen vorgenommen worden, so in den Kantonen Baselland, Solothurn, Aargau, Schaffhausen, St. Gallen. Ueber das kirchliche Leben in den 215 evangelischen Kirchgemeinden des Kantons Bern berichtete ein durch den Synodalrat herausgegebener Jahrzehntbericht, dessen Grundlage die Berichte der einzelnen Gemeinden bilden. Im Waadtland führte eine besondere Evangelisationskommission Schulungskurse der Laienkräfte für den Gemeindedienst durch. Als ein verheissungsvolles Zeichen für die Zukunft darf das Gespräch angesehen werden, das sich zwischen den beiden waadtländischen Kirchen im Blick auf eine zukünftige Wiedervereinigung angebahnt hat. Im ehemaligen protestantischen Rom, der Stadt Genf, konnten interessante konfessionelle Verschiebungen festgestellt werden. Die Bevölkerung dieser Stadt setzt sich heute aus 48 Prozent Protestanten, 42 Prozent Katholiken, 2 Prozent Israeliten und 8 Prozent Konfessionslosen oder Angehörigen verschiedener Konfessionen zusammen. — Ein Ereignis von Bedeutung für den gesamtschweizerischen Protestantismus deutscher Sprache ist die Vollendung des neuen deutsch-schweizerischen Kirchengesangbuches. Von sämtlichen kantonalen Synoden wurde es als das zukünftige einheitliche Gesangbuch in deutscher Sprache anerkannt, und in absehbarer Zeit soll es den Gemeinden zum Gebrauch übergeben werden können.

Am oekumenischen Institut in Bossey bei Genf wurde am 1. Oktober eine oekumenische Hochschule eröffnet, deren Vorlesungen in Verbindung mit der Theologischen Fakultät der Universität Genf durchgeführt werden. Sie soll ihren Dienst im Sinne einer weiteren Verständigung zwischen den verschiedenen christlichen Kirchen der Welt erfüllen. Das Anliegen der Oekumene wurde vielen Christen durch die Berichte über die dritte Weltkirchenkonferenz für Glauben und Kirchenverfassung, die im August in Lund (Schweden) stattfand, aufs neue zum Bewusstsein gebracht. In Willingen (Hessen) trat die 5. Weltmissionskonferenz zusammen, die zum erstenmal Vertreter der Missionswerke aus allen fünf Erdteilen auf deutschem Boden zusammenführte. Dass nur etwa die Hälfte der Teilnehmer der weissen Rasse angehörten, weist auf die sich grundlegend veränderte Lage auf den Missionsfeldern hin. Leider ist es bis heute so geblieben, dass die Römisch-katholische Kirche sich von allen oekumenischen Veranstaltungen ferne hält. Nach Lund entsandte sie zwar «Beobachter» an Stelle offizieller Vertreter. Auf einen wenig versöhnlichen Geist dieser Kirche gegenüber anderen Konfessionen weist auch die bedrückende Lage der evangelischen Minderheiten in den südeuropäischen Ländern, vor allem in Ita-

Nachdruck verboten

Franziska Romana von Hallwil

Ein Frauenschicksal aus dem 18. Jahrhundert

von Reinhold Bosch 10

Ich empfahl mich, und dem Herrn Pfarrer bemerkte ich, wir sollten suchen, in aller Stille mit der Leiche aufzubrechen. Auch der Herr Pfarrer war nicht ohne Besorgnis; die Witwe hatte auf jede Weise gesucht, seine Einwilligung zu erhalten, die Leiche begleiten zu dürfen. Allein es wäre ein schrecklicher Auftritt in der Kirche zu erwarten gewesen.

Und nun sass sie stumm in einer Ecke. Wir baten daher die Herren, in aller Stille hinunterzugehen. Der Herrschaftsschreiber und ich, wir unternahmen es zuletzt, die Treppentüre abzuschliessen. Und es wäre uns geglückt, wenn nicht einige Kleinstädter um die Zeremonie des Vortritts ein so starkes Geräusch gemacht hätten. Die Witwe flog auf dieses aus ihrem Zimmer an das Fenster im Vorgemach und rief: «Wo, wo ist er?» und wie sie das Leichenbegleit im Hofe sah, eilte sie der Treppe zu. Wir suchten sie zurückzuhalten. Umsonst.

«Lasst mich, lasst mich! ich will ihn noch einmal sehen!» rief sie in einem fort und zog uns die Schneckentreppe hinunter. Erschrocken wagte es niemand, sie aufzuhalten. «O nimm mich mit! nimm mich mit!» schrie sie, indem sie sich durch die Volksmenge bis zum Sarg hervordrängte. Der Herr Pfarrer wollte sie bereden, wieder hinaufzugehen. «O um der Barmherzigkeit Gottes willen», antwortete sie, «lasst mich hier zum letzten Mal weinen!» Und dann zu der mitweinenden Volksmenge in einem Ton, der durch die Seele drang: «O habt Mitleid mit mir, ihr guten Leute: Mütter und Töchter, habt Mitleid mit mir und betet für mich, wenn Ihr wünscht, dass Gott sich meiner Not erbarme!»

Und bei einer Viertelstunde lag sie auf dem Sarg und weinte bitterlich. Die Bauern standen da, die Hüte in den Händen, beteten und weinten; Schluchzen und Wehklagen ward laut. Fräulein Leopoldine von Suttner stand oben am Fenster, das Tränentuch in der einen, das Paternoster in der andern Hand. Wie dieses die anwesenden Katholiken sahen, nahmen sie auch ihre Paternoster hervor, knieten nieder und beteten in abwechselnden Chören, dass alles erfüllt war von Gebet und Klagen. Endlich raffte sich die Witwe auf: «Ich will ihn noch einmal sehen, zum letztenmal in dieser Welt, den ewig Geliebten.» Alles Zureden war umsonst; der Deckel des Sarges musste wieder abgehoben werden. Sie stürzte sich auf die Leiche und rief, ihn fort und fort küssend: «O mein lieber Herr von Hallwil, nun soll ich Dich nicht mehr sehen; und Du bist mir so lieb, so unaussprechlich ewig, ewig lieb. Ach mein Gott, nun wollen sie Dich forttragen. Ich soll mich ohne Dich durchkämpfen durch ein langes, langes Leben! O nimm mich mit Dir! Oder ich komme Dir bald nach. Ohne Dich kann ich nicht leben! Mein Herz nimmst Du mit Dir! Ach läg ich doch für Dich da!»

Man musste sie endlich von der Leiche wegheben. «Nun, so gehe denn hin in Deine Ruhe», seufzte sie mit unbeschreiblicher Wehmut, «mein lieber Herr von Hallwil. Adieu, adieu, mein Engel! Da nimm noch diesen Kuss zum ewigen Lebewohl und gib mir ihn wieder in der Auferstehung, wenn ich an Deiner Seite erwache.» Und sie drückte ihm noch einen feurigen Abschiedskuss auf die welke Lippe.

Als der Sarg wieder verschlossen war, küsste sie noch das Bahrentuch und rief, als sie sich zurückführen liess: «Adieu, Adieu, tausend Mal und ewig Adieu, mein lieber Herr von Hallwil!» Eilte dann ins Wohnzimmer, wo sie den Leichenzug den ganzen langen Burgweg hinauf zur Kirche sehen konnte und rief uns ihr Adieu unter Händeringen und Wehklagen so unaufhörlich und so laut nach, dass wir's oben am Burgweg noch hörten. Sie stieg dann, da sie uns im Wohnzimmer nicht mehr sehen konnte, in ein oberes Gemach, wehte ihr weisses Tuch, dass wir's oben auf dem Kirchhofe noch sahen. Ach, dachte ich bei dieser Szene, wenn Gott diese Frau nicht ausserordentlich stärkt, muss sie unter der Last ihres Jammers an Leib und Seele erliegen.

Den Leichenzug hatte der Weibel des Schlosses eröffnet in dessen Farbe; ihm folgten zwei Stabhalter, dann der Sarg selbst, von acht Untervögten in der herrschaftlichen Farbe mit untergezogenen Leintüchern an der Hand getragen; das Sargtuch war mit dem Wappen des Geschlechtes geschmückt; neben dem Sarg gingen der Verwalter und Schreiber mit beflorten Hüten; hinter ihnen einige Hausknechte mit schwarzen Stühlen, den Sarg auf dieselben unterwegs abzustellen. Unmittelbar dem Sarge folgten Herr Pfarrer und ich, jeder einen der älteren Knaben an der Hand. Hinter uns die benachbarten Pfarrer und andere Herren zu Fuss, dann fünfzehn Kutschen der benachbarten Herrschaften, ihnen voran die des Herrn Obrist von Goumoëns im Brestenberg. Endlich die grosse Menge Volkes. Nur der Herr von Mutach, Landvogt von Lenzburg, und der Herr Dr. Väterli waren nicht gekommen.

Die grosse Kirche fasste kaum die Hälfte der Anwesenden. Der Sarg stand während der Predigt neben der Familiengruft im Chor, der Verwalter und ich sassen daneben, die Knaben auf unserem Schoss. Herr Pfarrer predigte ergreifend über Psalm 103, 15 ff: «Der Mensch ist in seinem Leben wie Gras; die Gnade aber des Herrn währet in Ewigkeit.»

Nach einigen neuen Stürmen stellte sich dann bei der jungen Witwe etwas Ruhe ein und sie sah mit stiller Wehmut am Sonntagnachmittag die Leiche ihrer Schwieger zu Grabe tragen. Das Leichenbegleit war noch weit zahlreicher; die Leute strömten wie Waldwasser von allen Seiten herbei. Ich hatte am Morgen gepredigt über Psalm 33, 10: «Ich will schweigen und meinen Mund nicht auftun, denn Du, o Gott, hast es getan.»

Um zwölf Uhr ward die Leiche in den Hof gebracht. Der Zudrang und Jammer des Volkes war ausserordentlich. «Sieh da Deine gute Frau Gotte», sagte ein Weib, ihr Kind auf dem Arme, «sie hat dich, da du Blattern hattest, freundlich besucht, weisst du noch?» Eine arme Witwe ergriff die Hand der Verstorbenen: «Gottes Lohn im Himmel für alles Gute!» So ward unter allgemeiner Trauer die Selige zu ihrer Ruhestätte gebracht. Herr Pfarrer predigte über 1. Mos. 49, 18: «Herr, ich warte auf Dein Heil.»

Wir haben gesehen, dass sich Herr von Goumoëns sehr dienstfertig erzeigte. Er war auch während der Krankheiten täglich im Schloss, offenbar nicht aus herzlicher Teilnahme, sondern, um von allem im

Für Hausfrauen — bei der Arbeit — zu singen

Esst Kuhfleisch zum z'Morge, zum z'Mittag,
Kuhfleisch zum Zabig, zum z'Nacht!

Melodie Soldatenlied: Gorgonzola zum z'Morge

---

lien und Spanien hin, und im vergangenen Jahr hörte man durch Augenzeugenberichte und offizielle Verlautbarungen von bedrückenden Gewaltmassnahmen gegen die Protestanten in Südamerika. Dass auch das Moskauer Patriarchat keine Delegierten nach Lund entsandte, ist aus anderen Gründen verständlich; immerhin nahmen vier Bischöfe der ungarischen Kirche und der bekannte Prager Theologe Prof. Dr. Hromadka an der Konferenz teil.

Ein wachsendes Gewicht im oekumenischen Gespräch kommt heute mehr und mehr dem angelsächsischen Protestantismus zu, gehen doch gewaltige aktive Kräfte von ihm aus. In den Vereinigten Staaten übersteigt die prozentuale Zunahme kirchlicher Zugehörigkeit den Bevölkerungszuwachs. Von den kirchlichen Instanzen wird mehr und mehr auch die ungeheure sittliche Verantwortung erkannt, die die gegenwärtige Entwicklung der Völkerwelt den Christen heute auferlegt. In England scheint die anglikanische Staatskirche sich immer mehr aus ihrer früheren Erstarrung zu lösen. Im vergangenen Jahr kam sie mit den englischen Freikirchen in ein fruchtbares Gespräch. Die neuzeitliche Entwicklung stellt auch diese Kirche vor gewaltige neue Probleme. Die Schottische Generalsynode befasste sich im besonderen mit der Frage der Ehescheidungen und der Wiederverheiratung Geschiedener, ebenso beschäftigte sie sich mit dem Problem des Kommunismus. Diese Kirche unterhält rege Beziehungen mit den übrigen presbyterianischen Kirchen der Welt.

Die Reformierte Kirche in Frankreich umfasst 250 000 eingeschriebene Glieder, dazu kommen noch 50 000 Reformierte im Elsass. Sie erfüllt in der Mitte eines «entchristlichten Volkes» keine leichte, aber eine um so wichtigere Aufgabe. Ihr besonderes Problem besteht heute in einer Umorganisation der kirchlichen Arbeit, die den veränderten Lebensverhältnissen Rechnung tragen soll. Neue Wege der Evangeliumsverkündigung werden auch in der belgischen, der holländischen, der dänischen Kirche gesucht. In Schweden tritt mit dem neuen Jahr ein neues Gesetz über die Religionsfreiheit in Kraft.

Wenden wir uns noch jener Kirche zu, die uns trotz manchen Trübungen der vergangenen Jahre immer noch besonders nahesteht. Die Evangelischen Kirchen in Deutschland haben heute besser als in früheren Zeiten ihre besondere Verantwortung für die Frage der Oeffentlichkeit erkannt. Dass die Bejahung dieser Verantwortung nicht einfach fertige politische Rezepte und Lösungen in sich schliesst, mag für viele eine Belastung bedeuten, während andererseits doch gerade erst so ein Handeln aus der Freiheit des Evangeliums heraus möglich wird. Die ganze Bedeutung dieses Problems zeigt sich vor allem im Gespräch um die Wiederbewaffnung Deutschlands, das ja keineswegs im abstrakten Raum, sondern auf einem für die ganze Welt schicksalshaften Hintergrund geführt wird. Mit dieser Frage hängen aufs engste alle jene anderen Fragen zusammen, die in sämtlichen grossen Tagungen und kleineren Bewegungen des vergangenen Jahres im Mittelpunkt der Beratungen standen: Die Friedensfrage und damit die Frage der Wiedervereinigung Deutschlands, das Flüchtlingsproblem, die deutsche Jugendnot. Auch die konfessionelle Frage ist durch die starke Vermischung der Bevölkerung heute akuter denn je geworden. Persönlichkeiten wie der Vorsitzende des Rates der Evangelischen Kirchen Deutschlands, Bischof Dr. D. Dibelius, aber auch stark angefochtene Namen wie Martin Niemöller und Gustav Heinemann erweisen der Christenheit unschätzbare Dienste, indem sie immer wieder unerschrocken ihre Stimme zu Gehör bringen und dadurch das christliche Gewissen aufrütteln und beunruhigen. Ihre besondere Sorge besteht darin, dass die Brücken mit dem Osten nicht völlig abgebrochen werden und die Gemeinschaft des Glaubens mit den deutschen Brüdern jenseits der Zonengrenzen bestehen bleibt.

Dem Leben dankbar sein

Der Mensch ist oft so unzufrieden mit seinem Leben und der täglichen Arbeit. Sein Beruf sagt ihm nicht zu; er vermag ihn nicht auszufüllen, macht ihm keine Freude, und er vermeint sich am falschen Platz. Jeden Tag fängt er mit Unlust an, und alles, was er tut, ist Zwang. Klar, dass ihm bei solcher Einstellung die Arbeit schwer von der Hand geht und sie auch nicht von dem Erfolg begleitet sein kann, den er sich wünschen möchte. Aber wie soll sie segenbringend sein, wenn sie mit so viel Unzufriedenheit ausgeführt wird? Bei all seiner Unzufriedenheit vergisst er etwas sehr Wichtiges: dass alles ganz anders sein könnte, wenn er seine Arbeit nicht bloss als Muss betrachten würde. Der Mensch kann viel, wenn er will. Sein ganzes inneres Glück hängt in erster Linie von ihm selbst ab, das heisst, wie er sich dem Leben gegenüber einstellt. Er soll vor allem nicht immer alles anders haben wollen, als es ist, sondern lernen, sich zu fügen und zu bescheiden und dankbar sein, wenn er der Umwelt nützlich sein und sich auf ehrliche Weise sein Brot verdienen kann. Nicht was wir tun, ist in diesem Falle massgebend, sondern wie wir eine Arbeit ausführen, ob mit Freude und Hingebung, oder mit Unlust und Zwang.

Alle diese Unzufriedenen möchte ich immer wieder an die vielen armen Kranken in den Spitälern erinnern, die oft gerne mit dankbarer Freude jede Arbeit auf sich nehmen würden, wenn sie nur die Gesundheit wieder haben könnten. — Wie ist es doch schön, wenn man zur Sommerszeit draussen auf den Feldern und Wiesen Menschen begegnet, die frohen Sinnes ihre harte Arbeit verrichten und nur den Wunsch haben, dass ihre Arbeit von Segen begleitet sein und die Ernte gut ausfallen möchte. Ich habe mit manchem Bauersmann schon gesprochen und ihn gefragt, ob er seinen gewiss schweren Beruf nicht mit irgendeinem leichteren, bequemern vertauschen möchte. Mit ganz wenigen Ausnahmen wollte keiner was davon wissen.

Ein mageres, kleines Bäuerlein gab mir einmal zur Antwort: «Ich liebe es, hart zu arbeiten, bin von Jugend auf daran gewöhnt, und ich wäre unglücklich, wenn ich meine Kraft nicht voll gebrauchen könnte. Natürlich, Unannehmlichkeiten gibt es da und dort, die sind aus unserem Leben nicht wegzudenken. Aber trotz alledem bin ich zufrieden und ich möchte auf keinen andern Fleck stehen, als auf dem, wo mich der Herrgott hingestellt hat.»

Und ein anderer sagte zu mir: «Ich bin dem Leben dankbar, dass ich das sein kann, was ich bin: ein Bauersmann, der seinen Boden liebt, wenn es auch nicht immer leicht ist, ihm seinen Segen abzuringen!» Und sinnend fügte er hinzu: «Wenn die Menschen nur mehr mit ihrem Leben zufrieden sein möchten, dann könnte auf der Welt manches viel schöner sein. Dadurch, dass sie oft wegen Kleinigkeiten jammern und klagen, machen sie sich bloss das Leben schwer. Man kann vom Schöpfer nicht immer nur Gutes und Schönes erwarten, man muss auch einmal zum Lastentragen bereit sein können!»

Wie klug und weise hatte doch dieser einfache Mann gesprochen.

Vor einigen Tagen traf ich draussen im Walde eine alte, weisshaarige Frau, die eine Bürde dürres Holz auf dem Rücken trug. Als ich sie sah, wie sie so mühsam ihre Last schleppend des Weges kam, stieg ein tiefes Mitleid in meinem Herzen auf. Ich grüsste sie freundlich und fragte, ob ich ihr tragen helfen könne. Sie aber wehrte lächelnd ab und meinte: ich solle mich nicht bemühen, sie hätte schon schwerere Lasten im Leben tragen müssen und es sei auch immer gegangen. — Da gerade eine Ruhebank in der Nähe war, legte sie ihr Holzbündel weg und wir setzten uns ein wenig. Bald kamen wir ins Plaudern und ich fragte sie nach ihrem Alter.

«In vier Wochen werde ich Siebzig!» sagte sie einfach und wischte sich mit dem Taschentuch die grossen Schweisstropfen von der zerfurchten Stirne, unter der ein paar unendlich stille, guten Augen standen.

«Siebzig», wiederholte ich erstaunt und erkundigte mich, ob sie denn niemanden hätte, der für sie arbeiten könnte.

«Diese beiden da», erwiderte sie, und zeigte auf ihre abgearbeiteten Hände. «Ich habe immer viel arbeiten müssen. Wir waren sehr arme Leute. Mein Vater verdiente wenig als Taglöhner und meine Mutter kränkelte viel und starb, als das jüngste Kind sechs Jahr alt war. Nach ihrem Tode musste ich meinen jüngeren Geschwistern — wir waren im ganzen fünf — soweit dies möglich war, die Mutter ersetzen, dabei war ich selbst noch ein Kind von kaum zwölf Jahren. Als später jedes von ihnen auf eigenen Füssen stehen konnte — mein Vater war inzwischen auch gestorben — verheiratete ich mich. Ich war glücklich, aber dieses Glück war nicht von langer Dauer. Als mein zweites Kind drei Jahre zählte, kam mein lieber Mann beim Holzfällen im Walde ums Leben. Nie werde ich die Stunde vergessen, wo man ihn mir tot heimbrachte!»

Sie schwieg und schaute mit traurigen Augen sinnend in die Ferne.

Nach einer Weile fragte ich: «Können Ihre Kinder Ihnen nicht helfen?» — Sie schüttelte den Kopf. «Sie sind selbst bitter arm. Und solange ich arbeiten kann, will ich niemanden zur Last fallen.»

«Was arbeiten Sie denn?» wollte ich wissen.

«Die Bauernfrauen vom Dorf, wo ich wohne, nehmen mich gerne für allerhand kleine Hilfeleistungen. Sei es zum Kinderhüten, zum Posten, Stricken oder Flicken, wenn sie im Sommer draussen auf den Feldern arbeiten!»

«Und Sie sind mit Ihrem Leben zufrieden?»

«O ja», erwiderte sie aufrichtigen Herzens, «ich erlebe jeden Tag mit Dankbarkeit gegen den Herrn, mag nun dieser Tag hell oder dunkel sein. Und schliesslich hat ja jeder Mensch seine Bürde zu tragen, der eine eine schwere, der andere eine leichtere. Es ist da nur ein Unterschied: Der eine trägt sie mit Ergebung, der andere mit Unwillen. Nun sagen Sie mir, wer ist der weisere von beiden? Der erstere doch, nicht wahr?»

«Jawohl, da haben Sie recht», stimmte ich zu und wir sprachen noch lange über dies und jenes. Dabei erhielt ich einen tiefen Einblick in ein stilles, bescheidenes, dabei doch so zufriedenes Menschenleben!

Nach dieser wohlverdienten Rast, sagte das alte Weiblein: «Nun muss ich aber nach Hause, ich darf nicht länger so untätig herumsitzen. Ich habe daheim noch mancherlei zu tun!» und Sie reichte mir die Hand zum Abschied, und wir wünschten uns gegenseitig viel Liebes und Gutes. Ich half ihr die Bürde Holz wieder auf die Schultern laden. Ich hätte ihr so gerne geholfen, aber sie schüttelte energisch den Kopf. Noch einmal schaute sie mich mit ihren guten, freundlichen Augen an, dann schritt sie langsam durch den Wald davon.

Oft noch muss ich seither an das alte, liebe Fraueli denken, das trotz Armut und Alter so aufrecht im Leben stand und sich mit ihrem Schicksal in so rührender Weise zufrieden gab. Und gerade dann muss ich mich ihrer erinnern, wenn ich selbst einmal mit dem Leben unzufrieden bin und so manches gerne anders haben möchte, als es nun einmal ist. Dann sage ich mir stets: Sei demütig, wie das alte Weiblein, trag deine Bürde mit Geduld und gleich wird sie dir nicht mehr so schwer scheinen.

Lilly Wiesner

Arbeitsverhältnisse für Haushaltungslehrerinnen in Kanada

In Montreal gibt es keine privaten Haushaltungsschulen schweizerischer Art. Indessen führen die 12 verschiedenen Mittelschulen der Stadt besondere Abteilungen, in denen die sog. household science unterrichtet wird. Die Lehrkräfte haben den gleichen Status wie diejenigen für die gewöhnlichen Schulfächer. Um eine solche Lehrtätigkeit auszuüben, bedarf es einer Bewilligung der Erziehungsdepartements der Provinzregierung in Quebec. Voraussetzung hierzu ist die Beherschung entweder der englischen oder der französischen Sprache beziehungsweise beider Sprachen zusammen. Das Schuljahr beginnt im September und endigt in der zweiten Junihälfte. Die etatmässige Besoldung bewegt sich zwischen dem Minimum von 2000 und dem Maximum von 3700 Dollars. Da es sich um eine amtliche Stellung handelt, müssen ausländische Arbeitskräfte sich einer Nachprüfung unterziehen, die das berufliche und sprachliche Können umfasst. *l.*

Politisches und anderes

Die Bundesfinanzreform

Das Eidgenössische Finanz- und Zolldepartement hat den Entwurf für die Bundesfinanzreform bereits fertiggestellt und dem Bundesrat zugeleitet. Es dürfte dem Bundesrat noch vor Ende Januar möglich sein, über Entwurf samt Botschaft Beschluss zu fassen und sie der Oeffentlichkeit bekannt zu machen.

Das schweizerische Volkseinkommen im Jahre 1951

Nach provisorischen Berechnungen des Eidgenössischen Statistischen Amtes zeigt das schweizerische Volkseinkommen für 1951 eine Erhöhung gegenüber dem Vorjahre um 7 Prozent und erreichte eine Höhe von 19 470 Millionen Franken. Mit Berücksichtigung der Preissteigerung seit 1938 beträgt die Erhöhung des Volkseinkommens ein Drittel des Vorkriegsstandes.

Regierungskrise in Frankreich

Nach dem Scheitern der Mission Bidaults ist der Radikalsozialist René Mayer vom Präsidenten der Republik beauftragt worden, die neue Regierung zu bilden.

Churchill in New York

Premierminister Winston Churchill, der an Bord der Queen Mary vergangenen Montag in New York eintraf, erklärte vor den Vertretern der amerikanischen Presse der «wirkliche Schwerpunkt» der weltpolitischen Spannung liege nicht in Korea, sondern am Eisernen Vorhang in Europa. Churchill hatte bereits eine erste Besprechung mit General Eisenhower.

Eröffnung des 83. amerikanischen Kongresses

Vergangenen Samstag trat in Washington der neugewählte 83. Kongress zusammen. In beiden Kammern, im Senat und im Abgeordnetenhaus, verfügt die Republikanische Partei über eine knappe Mehrheit. — Im Abgeordnetenhaus sind 11 Frauen vertreten, im Senat sitzt als einzige Frau die republikanische Politikerin Margret Chase Smith.

Flüchtlinge aus Ostdeutschland

Nach einer Mitteilung der Westberliner Flüchtlingsbehörden sind im Jahre 1952 122 000 Menschen aus der russischen Besetzungszone Deutschlands nach Westberlin geflohen, nahezu zwei Mal so viel wie im Jahre 1951. Unter den Flüchtlingen befanden sich über 2400 Volkspolizisten.

General Ridgeway über die Verteidigung des Westens

Der Oberkommandierende der Natostreitkräfte in Europa, General Ridgeway, erklärte in einer Pressekonferenz, obgleich der beim Aufbau der westlichen Verteidigung erzielte Fortschritt ermutigend sei, betrachte er ihn noch nicht als befriedigend.

75 Jahre eidgenössisches Fabrikgesetz

Vor 75 Jahren, am 1. Januar, trat das erste eidgenössische Fabrikgesetz in Kraft, das in seiner revidierten Fassung immer noch eines der Grundgesetze der eidgenössischen Sozialgesetzgebung bildet. Unter dem Schutz dieses Gesetzes stehen 550 000 Arbeiter in 11 400 Fabriken.

Das Frauenstimmrecht vor dem Zürcher Kantonsrat

In der ersten Sitzung des neuen Jahres befasste sich der Zürcher Kantonsrat mit den politischen Rechten der Frauen. Es wurde eine Motion eingereicht, in der der Regierungsrat eingeladen wird, dem Kantonsrat eine Vorlage zu unterbreiten über eine Konsultativ-Abstimmung nach Genfer Muster unter den im Kanton Zürich niedergelassenen, mindestens 20 Jahre alten Schweizerbürgerinnen. Mit 67 gegen 47 Stimmen wurde die Motion der Regierung zur Prüfung überwiesen.

Wie viel kostete der Zweite Weltkrieg

Nach den Angaben des evangelischen Hilfswerkes im Rheinland kostete der Zweite Weltkrieg 20 Millionen Tote, 30 Millionen Invalide und 5575 Milliarden Franken. Er machte 80 Millionen Menschen zu Flüchtlingen und brachte damit die allergrösste Völkerwanderung aller Zeiten. *cf.*

BAHNHOFBUFFET
Inh. Simon Bern
Zürich

Hause unterrichtet zu sein und nach dem Tode des Herrn von Hallwil und dessen Mutter als erster Ratgeber zu seinem Vorteil zu schalten und zu walten. Er suchte daher vor allem an die Stelle des Verwalters eine Kreatur von ihm, einen gewissen Hauptmann Schmalz, einen im ganzen Land verrufenen Menschen, zu bringen. Andere Nachbarn, die ebenfalls die Gelegenheit benützen wollten, aus Hallwils Gütern die ihrigen zu vermehren, sollten ihm dazu behilflich sein. Um schnell zu handeln, sollte am Begräbnistage der Mutter die Sache gemeinschaftlich besprochen werden. Goumoëns verlangte daher schon am Freitag, am Leichenbegängnis des Junkers, dass dasjenige der Mutter sonntags am Morgen früh gehalten werde und das vom Herrn Pfarrer an offener Tafel; er sei der nächste Verwandte, er habe die Feierlichkeiten anzuordnen.

Herr Pfarrer entschuldigte sich, die Zeit, auf die Leichenpredigt sich vorzubereiten, würde für ihn zu kurz sein; er wollte aber keinen weiteren Wortwechsel. Allein ich widersprach dem Herrn von Goumoëns, einzig die Witwe habe zu entscheiden. Die ganze Gesellschaft gab mir Beifall. Sonntags dann spies Goumoëns mit jenem Schmalz und den andern im Brestenberg, und über ihren Verabredungen versäumten sie die Zeit des Leichenbegängnisses.

Schon lange hatte es zwei Uhr geschlagen und es hatte beinahe schon eine Stunde geläutet, die Ehrengesellschaft auf dem Brestenberg erschien noch immer nicht. Endlich entschloss man sich, auch ohne sie in die Kirche zu ziehen. Auf der Hälfte des Weges kommt die Brestenberger Kutsche hergesprengt, und wie ein Rasender schrie Herr von Goumoëns heraus: «Was bei Gott! fortgehen ohne mich! Bin ich nicht der Erste am Leid? Das ist ein Lumpenstück; ich will den Pfarrer und die andern schon dafür finden!» Da zog der Untervogt (Gabriel Hauri) dem Stürmenden das Kutschenfenster vor der Nase auf, befahl ihm, zu schweigen, sonst führe man ihn in sein Schloss zurück und sperre ihn ein als einen Rasenden.

Nach dem Leichenbegängnis sprach Herr Pfarrer mit ihm in sehr ernstem Ton, und Herr Goumoëns musste sich dazu verstehen, das ganze Leichenbegleit um Verzeihung zu bitten.

Und der arme Junker Rupert — was geschah mit ihm während dieser Zeit? Man gab ihm Nachricht von den Todesfällen. Es schien anfänglich, als merke er auf. Allein, im andern Augenblick sang er wieder ein Liedchen und machte sich unter seine Decke.

Und Fräulein Leopoldine? Sie hatte während der Krankheit der Verstorbenen die ganze Wirtschaft besorgt und bemühte sich jetzt, so sehr sie auch selber litt, die Schwester aufzurichten. Wenn sie sich aber unbemerkt glaubte, stand sie in einer Ecke und weinte bitterlich. Ihre Lage war jetzt eine äusserst traurige. Hallwils Vermögenszustände waren missliche. Wohin sollte sie ihre Zuflucht nehmen? Allein die Vormünder der Familie betrachteten sie als ein Glied derselben und enthoben sie so der schwersten Sorgen.

Unter diesen Vormündern war der Vogt des Erbherrn von Hallwil, der Deutschsäckelmeister (Niklaus Friedrich) von Steiger. (Anmerkung des Herausgebers: Niklaus Friedrich von Steiger, geboren 1729, wurde von 1741 im Pädagogium in Halle an der Saale erzogen, kehrte nach ausgedehnten Studienreisen in Deutschland und Holland 1754 nach Bern zurück, wo er mit ehrenvollen Aemtern bekleidet wurde. Er war von 1787 bis 1798 der letzte Schultheiss des alten Bern, stand am 5. März 1798 bei den kämpfenden Truppen im Grauholz und floh dann nach Deutschland, wo er am 3. Dezember 1799 in Augsburg starb. 1805 wurde seine Leiche feierlich nach Bern übergeführt und im Münster beigesetzt). Dieser vernahm von von Goumoëns' Ränken und kannte den Hauptmann Schmalz als einen Schurken. Er ernannte daher den bisherigen Schlossschreiber Rohr zum Herrschaftsverwalter. Schmalz hatte nur wenige Tage, indem er schon glaubte, Verwalter zu sein, durch seine überall bekannte Schlechtigkeit der ganzen Herrschaft und auch dem Pfarrhaus Schrecken gemacht. Der alte Verwalter Stäheli gab freiwillig seine Stelle auf.

Fortsetzung folgt

Sophie Haemmerli-Marti 10

Aus ihrem Leben und Schaffen
von Anna Kelterborn-Hämmerli

Lebensmitte

Seit dem Sommer 1900 bewohnte die Familie ausserhalb des Städtchens ein Haus, das mit seinen hellen und kunstbeseelten Räumen bald den Wesensausdruck seiner neuen Besitzer trug. Im Garten traten zu den ernsten Tannen jetzt Birke und Lärche, die Lieblingsbäume der Dichterin, und die von ihr herangezogene Blumenpracht verblich vom Frühling bis tief in den Herbst hinein nie. Eine Heimstätte entstand, von der drei Jahrzehnte lang Licht und Wärme ausging.

Von dieser Heimstätte aus bewältigte Max Hämmerli, vom mittragenden Wesen seiner Gattin unterstützt, eine grosse Praxis und manche aus der Teilnahme am öffentlichen Leben sich ergebende Pflicht mit Ueberlegenheit und Güte und nie erlahmendem Frohmut. Im regen und harmonischen Leben dieses Heimes wuchsen die Kinder des Ehepaars heran, vier Mädchen, denen die Mutter wie eine kraftspendende Sonne war. Sie erinnerten sich später nicht, diese Mutter je müde, verstimmt oder energielos gesehen zu haben. Stets ging etwas Befeuerndes von ihr aus, sogar in ihrem Tadel, der aufflammte in edler Empörung und alles Kleinliche ausschloss. Freude und Begeisterung schufen die Stimmung in diesem Haus.

Mit dem Grösserwerden der Kinder verwandelten sich auch die Kinderlieder der Mutter. War es früher, als wehte noch ein Engelshauch darin, so widerhallte in ihrem Klang jetzt der festere Tritt und kühnere Schritt des Schulkinds. Diese Kinderlieder formten sich immer im Dialekt. Das spontane Denken in Rhythmen und Reimen, das von Jugend an in Sophie Hämmerli-Marti lebendig war, bediente sich aber ebenso oft auch der Schriftsprache. Die erstaunliche Ursprünglichkeit und Frische ihrer schweizerdeutschen Gedichte fehlt aber auffallenderweise den hochdeutschen.

In einem Brief von 1897 an Professor Winteler drückt die Dichterin ihre Verwunderung darüber aus, dass sie die Mundart nur benützen könne, wenn von Kindern die Rede sei. Sobald sie andere Empfindungen in diese Worte fassen wolle, komme ihr das Hochdeutsch von selbst. Diese Tatsache stand nun offenbar mit ihrer Eigenart und zugleich mit dem Wesen der Mundart in engem Zusammenhang. Denn unser Dialekt entstammt einer Zeit, die das begriffliche Denken noch nicht bis zur letzten Schärfe geführt, dafür aber ein intensives Gefühl für Gut und Böse bewahrt hat. Man kann im Schweizerdeutschen auch heute noch nichts Weisses durch Logismen schwarz, nichts Krummes gerade reden, was im Hochdeutschen wie in jeder anderen durch den

Eine Radio-Freundschaft

Durch das Radio habe ich sie kennengelernt. Ihr Roman «Theatergift» wurde am Wiener Sender vorgelesen. Dies geschah Ende der Wintermonate 1951, also gegen den Frühling zu. Wie sie einen doch packte und mitriss, diese Theatergeschichte einer unschönen Frau, der die Bretter alles bedeuteten und die doch nicht für die Bühne geschaffen war. Die Tragik dieses Frauenschicksals beschäftigte mich nach jeder Vorlesung so stark, dass ich mich von Tag zu Tag immer mehr auf diese eine Viertelstunde am Nachmittag sehnte, an der ich die Fortsetzung des Romanes hören sollte.

Und als dann das Ende kam, vergass der Vorleser nicht, darauf hinzuweisen, dass Hanna Dauberger die Verfasserin von «Theatergift» sei, in Wien wohne und noch einige Exemplare des Romanes abzugeben hätte. Er nannte die genaue Adresse der Schriftstellerin, die ich mir gleich sorgfältig notierte.

Natürlich musste ich ihr schreiben. Die Vorlesungen hatten mich derart fasziniert, dass ich die Verfasserin unbedingt näher kennenlernen musste.

Und so wie sie mich aus dem Buche angesprochen hat, packend, vital, voller Ursprünglichkeit und gesegnet mit einem goldenen Humor, so begegnet Hanna Dauberger mir heute in ihren Briefen, die von einer besonders begnadeten Lebenskünstlerin zeugen.

Hanna Dauberger ist 80jährig. Ihr Geist, ihr froher Humor und ihre unglaubliche Aktivität scheinen indessen einem ewigen Jungbrunnen zu entspringen, so ungebrochen sind sie noch.

Mit 66 Jahren griff Hanna Dauberger erstmals zur Feder, um Bücher zu schreiben. Ihre bewegten Kindheits- und Jugendjahre, die ganz erfüllt waren von der Sehnsucht nach der Bühne, ihr späterer Auf- und dornenreicher Abstieg beim Theater, und die damit verbundene tragische Ernüchterung und Rückkehr in die Welt der Realität, haben sie veranlasst, ein Buch des Bekenntnisses einer Verblendeten zu schreiben, das warnend die Gefahr der Bretter aufdeckt. Und das Buch wurde ein Erfolg. Der Triumph, der ihr auf der Bühne versagt blieb, wurde ihr durch «Theatergift» nun voll und ganz zuteil.

Mit 45 Jahren hat Hanna Dauberger endlich das Glück gefunden. Es war nach dem Ersten Weltkrieg, gerade als sie mutlos und am Rande der Verzweiflung über ihre Lebensberechtigung nachgrübelte, kam er, der 20 Jahre jüngere Mann, der im Lazarett ihr Patient gewesen und ihre hingebungsvolle Fürsorge nicht mehr vergessen konnte. So wurde eine Ehe geschloseen, die, wie Hanna Dauberger sich ausdrückt, in ihrem Glück nicht mehr irdisch sein kann. Der junge Dauberger verstand es, seine Frau wieder lebensfroh, unternehmungslustig und tatenfreudig zu machen und ihr die Gaben ihrer trefflichen Erzählerkunst zu offenbaren, so dass die heute 80jährige auf eine Reihe schriftstellerischer Werke stolz sein kann. Im letzten Frühling hat sie «Theatergift» für eine Neuauflage umgearbeitet und demnächst soll ein neuer Roman «Hotel Feudal» erscheinen.

Aus einer Zeitungsnotiz der «Frau» (Wiener Zeitung) lese ich, dass der Bürgermeister von Wien Hanna Dauberger schon vor einem Jahr die Ehrenmedaille für besondere Dienste verlieh. Sie ist heute noch Fürsorgerätin und der Schutz bedrängter Lehrlinge liegt ihr besonders am Herzen.

Fürwahr, ein selten reiches Leben liegt hinter der 80jährigen Wienerin. Und noch hat sie keine Zeit, um mit dem Strickstrumpf am warmen Oferl zu sitzen. Sie hat dem Leben von ihren Gaben noch viel zu geben, darum sind ihr die Tage kostbar und Müssiggang ist verpönt.

Ich aber lobe mir die technische Errungenschaften unseres Jahrhunderts, die uns erlauben, durch den Aether Menschen kennen zu lernen, deren starke Persönlichkeit unser Wesen zum Guten beeinflussen kann. Und das ist unbedingt eine der positivsten Seiten des Radiohörens.

Elsy Bisig-Herzig

Gottfried Keller und die schriftstellernden Frauenzimmer

Aus vergessenen Erinnerungen

Mitgeteilt von Dr. Karl Bachler

Wenige Tage, nachdem Gottfried Keller gestorben war (am 15. Juli 1890), berichtete ein Literaturfreund, dessen Name uns unbekannt ist, über sein Zusammentreffen mit dem Dichter und über einige Gespräche mit ihm. Der Bericht findet sich in einer verschollenen Familienzeitschrift von 1890 und ist wegen seines Inhalts wert, wieder mitgeteilt zu werden, denn er kennzeichnet sehr anschaulich den Eindruck, den Kellers Art bei dieser ersten Begegnung machen konnte und enthält überdies interessante Einzelheiten über Kellers tolerante literarische Meinungen. Der Bericht erzählt:

Während meines Aufenthaltes in Zürich traf ich Gottfried Kinkel (gemeint ist der 48er Revolutionär, der durch seine romantische Flucht aus Spandau, zu der ihm Karl Schurz verhalf, bekannter wurde als durch seine Schriften. Da Kinkel bereits 1882 gestorben ist, liegt die geschilderte Begegnung also vor diesem Jahre. Der Verfasser). Eines Tages erhielt ich von ihm ein Briefchen mit der Aufforderung, nach Zollikon, einem Dörfchen am See, in ein gewisses Wirtshaus, das einen guten Weinruf hatte, zu kommen. Ich traf Kinkel dort mit einem kleinen Mann, der mich unter grossen Brillengläsern mit tiefblickenden, scharfen braunen Augen, nicht sehr freundlich ansah, wobei Kinkel auf seine Weise heimlich lachte.

«Das ist Gottfried Keller, Doktor, Staatsschreiber, Poet und Züricher», stellte mir Kinkel den Kleinen vor.

Ich muss darauf ein so ungläubiges Gesicht gemacht haben, dass beide lachten. «Der mit den ‚Leuten von Seldwyla'?» kam es unwillkürlich über meine Lippen.

«Ja, der mit den ‚Leuten von Seldwyla' und dem ‚Grünen Heinrich'», bestätigte Kinkel — «aber um Gotteswillen, seien Sie still!» — fügte er hinzu — «wenn Sie das hier so laut aussprechen, werden wir von den Seeumwohnern alle drei massakriert!»

So lernte ich Gottfried Keller kennen. Meine Vorstellung, die ich von der persönlichen Erscheinung des Dichters hatte, erlitt durch die Wirklichkeit einen argen Stoss. Ich hatte mir — mit welchem Recht weiss ich nicht — Gottfried Keller vorgestellt als einen hohen schlanken Mann mit einem melancholischen Malerkopf, und jetzt stand vor mir da ein Männchen mit einem Spitzbäuchlein, einem Eulengesicht und einem grossen Busch schwarzer Haare hinter einer kahl werdenden Stirn. Ich konnte mich nur allmählich dareinfinden, in dieser kleinen, dunklen, koboldartigen Erscheinung den grossen Schriftsteller zu sehen.

Wir gingen, als es kühler wurde, am See entlang zur Stadt zurück, und Meister Gottfried wandelte mit kleinen Schritten einsilbig und still dahin; er hielt die Augen stets gesenkt. Nur wenn ein hübsches Mädchen vorüberkam, blickte er lebhaft auf. Er schien das instinktiv zu bemerken.

Ich sah Keller längere Zeit nicht — dann traf ich ihn wieder in der Tonhalle. Er sass am sogenannten Professorentisch mit Johannes Scherr und Kinkel. Diesmal winkte Scherr mich heran und stellte mich Keller vor, der so etwas wie «schon einmal das Vergnügen gehabt» brummte. An diesem Tage ward ich Zeuge einer Meinungsäusserung Kellers, die mich in hohem Grade überraschte, weil sie ein besonderes Streiflicht auf seine, sonst nicht besonders milde, Denkungsart hinsichtlich unserer neuesten Literatur warf. Kinkel machte einen Spass über das Anwachsen der «Schriftstellerei aus Damenfedern» und spielte hierbei höchst ungalant auf die «Retterinnen des Kapitols» an.

«Was? Geschnatter?» fuhr da Keller heftig auf. «Es ist wahr — es schreiben viele, und sie werden die Männer bald ins Gedränge bringen, aber, das ist eben der Teufel! — sie können was. Ich will euch mal eine Geschichte erzählen:

‚Ich hörte einmal einen gewissen Autor entsetzlich auf die Marlitt schimpfen. Er schrieb selber Romane!'», setzte Keller mit einem boshaften Lächeln hinzu. «Wenn man derartig gegen jemand loszieht, muss etwas an der niedergedonnerten Person sein, dachte ich mir und liess mir die ‚Goldelse' kommen. Nun habe ich», fuhr Keller nachdrücklich fort, «nicht nur diese Geschichte, sondern auch noch manche andere von ihr gelesen, und zwar von A bis Z und habe keine Langeweile verspürt, im Gegenteil, ich habe das Frauenzimmer, die Marlitt, bewundert. Da ist ein Zug und ein Fluss der Erzählung, ein Schwung der Stimmung und eine Gewalt in der Darstellung dessen, was sie sieht und fühlt — ja, wie sie das kann, bekommen wir alle das nicht fertig. Wir wollen nur nicht ungerecht sein und der Schwächen wegen, die sie auch hat, ihr das wegstreiten. Und dann noch eins! Es lebt in diesem Frauenzimmer etwas, das viele schriftstellernde Männer nicht haben, ein hohes Ziel; diese Person besitzt ein tüchtiges Freiheitsgefühl, und sie empfindet wahren Schmerz über die Unvollkommenheit in der Stellung der Weiber. In allen Romanen, die ich von ihr gelesen habe, war immer das Grundmotiv, einem unterdrückten Frauenzimmer zu der ihr ungerechterweise vorenthaltenen Stellung zu verhelfen, ihre Befreiung von irgendeinem Druck, damit sie menschlich frei dastände —, und darin besitzt die Person, die Marlitt, eine Kraft, das durchführen zu können, dass ich Respekt vor ihr bekommen habe. Setzt die Marlitt nicht herab; in dem Frauenzimmer steckt etwas von dem göttlichen Funken, und das erkennen alle an, die reinen Herzens sind, vor allem die Jugend.»

«O, ich habe sicher kein ganz reines Herz!», spottete Kinkel, während Scherr sich ausschwieg. Keller schien für lange Zeit seine Beredsamkeit erschöpft zu haben, denn er sprach den Nachmittag kein Wort mehr. Mich aber überraschte in hohem Grade, Gottfried Keller, den ich seiner ganzen Charakteranlage nach für einen Gegner der schriftstellernden Frauen halten musste und dessen Frauenideal im Leben wie in seinen Dichtungen das Weib am häuslichen Herd war, als einen so warmen Verteidiger der Marlitt auftreten zu sehen. —

So weit die Erzählung. Sie ist auch darum interessant, weil sie — aus Kellers Munde — vielleicht den Schlüssel der jahrzehntelangen Tiefenwirkung der Marlitt-Romane, die noch keineswegs zu Ende ist, zeigt. Denn dass diese Schriftstellerin, vielleicht unbewusst, eine gute Psychologin war, steht ausser Frage; wir bewegen uns hier in dem sehr unsicheren Grenzgebiet der Literatur, in dem es recht schwer, wenn nicht gar unmöglich ist, die Trennungslinie zwischen Kunst und Kitsch nachzuweisen.

75 Jahre Winterthurer Tagblatt

Unsere Kollegin, in deren Offizin auch das Frauenblatt mit Druck und Administration Heimatrecht gefunden hat, kann auf eine erfolgreiche Tätigkeit von 75 Jahren zurückschauen. Eine reichhaltige, durch Winterthurer Künstler schön illustrierte Festnummer mit Beiträgen prominenter freisinniger Politiker und Mitarbeiter, ehemaliger und namentlich der jetzt in der Arbeit stehenden Redaktoren gibt ein anschauliches Bild über die grosse geleistete Arbeit sowohl im Dienste der freisinnigen Weltanschauung als auch im Dienste des öffentlichen und kulturellen Lebens Winterthurs. Wir wünschen der «Winterthureri» weiterhin Erfolg und mutiges Einstehen für ihre Prinzipien.

El. St.

Bei Toutankamon zu Gast . . .

Die Kunde von der fast sprichwörtlichen Gastfreundschaft des Pharaonenlandes dringt auch zu uns. Doch einen respektvollen Begriff davon bekommt man erst, wenn man sich selbst einmal in den Gefilden Toutankamons niederlässt. Doch Vorsicht ist geboten, denn als Neuling ist man den kulinarischen Orientgenüssen kaum gewachsen.

Denken wir zurück an den Tag, an welchem wir zum erstenmal zu einem orientalischen Bankett geladen waren, so steigt in uns ein Bild zauberhaften Daseins auf, so wie wir es ungefähr aus «1000 und einer Nacht» kennen. Reichbeladene Tafeln, eine erlesene Gesellschaft, Diener in farbenfrohen, golddurchwirkten Orientgewändern . . . Strahlend schön war der Tag, an welchem uns ein schwarzer Chauffeur zusammen mit anderen Geladenen in einen kühlen, prächtigen Garten führte. Zwischen hohen Palmen und ausladenden Bäumen südlicher Herkunft stand die Villa unseres Gastgebers, welcher uns zu einer «kleinen Kostprobe» ägyptischer Speisen, zu einem «einfachen Lunch» einlud. Doch müssen die Menschen im Orient einen ganz anderen Begriff von Essen haben als wir, wenigsten soweit dies die Portionen anbetrifft. Die kalorienreichen, für unseren Gaumen oft fremd schmeckenden Speisen werden jeweilen in grossen Mengen genossen. So sassen wir denn nun um eine riesige Schüssel mit ägyptischem Reis, auf der sich zuoberst ein gebackener Truthahn kunstvoll auftürmte.

Bereits in Aegypten ist der Reis eines der bevorzugten Nahrungsmittel. Während er in Spanien an einer Tomatensauce mit allerhand Meergetier zur Nationalspeise wird, bleibt der ägyptische Reis ohne starke Gewürzzutaten trocken und körnig. Unsere Gastgeberin liess dem Reis diesmal dünne, geröstete Teigwaren beimischen. Der Truthahn dazu mundete ausgezeichnet. Fremd mutete uns das nächste Gericht an, zu welchem wir aufgefordert wurden. Weichgekochte Auberginen waren zu einem Berg auf eine Platte geschichtet. Eine dunkle Tomatensauce überzog das Gericht, der eine gute Handvoll Rosinen den süssen Geschmack gab. Salz und Zucker vertragen sich da aber keineswegs schlecht. Nicht nur die Hauptspeisen, auch die Salate sind sehr nahrhaft zubereitet. Gurken und Aepfel in dünne Scheiben geschichtet, hat unsere Gastgeberin in der Küche mit gehackten Nüssen und Rosinen bestreuen lassen. Die Mayonnaise darüber ist für den europäischen Geschmack vielleicht überflüssig, der Orientale geniesst sie aber um so mehr. Dass da natürlich gebratenes Hammelfleisch dazu gegeben wird, ist für ägyptische Begriffe beinahe selbstverständlich. Es lässt sich kaum sagen, wie «anstrengend» dieses «kleine Mittagessen» nur bis dahin für uns Europäer war. Als unser Gastgeber sich nach über zwei Stunden vom Tisch erhob, entschuldigte er diese «Eile» mit unaufschiebbaren Arbeiten. Indessen hatten wir an der Tafel zu verbleiben, wollten wir die Gesetze der Gastfreundschaft nicht verletzen. Ein süsse Torte, die aus Tausenden von zuckrigen Fäden zusammengesetzt schien, warb um unsere Gunst. Kokosnüsse, Zucker, Mehl wurden neben anderen Zutaten zu einem Brei vermengt und durch ein Sieb getrieben. In gebackenem Zustand hat der Kuchen gewisse Aehnlichkeit mit einem festgeflochtenen Vogelnest. Süss und schmelzend schmecken uns die ägyptischen Datteln und Bananen, die an den Palmen und Sträuchern längs des Nils reiften. Aber kein Essen darf ohne den aromatischen Kaffee enden, der in Aegypten mit besonderer Liebe zubereitet wird. Aus Messing sind die winzigen Kaffeekännchen, die gerade so viel zu Puder geriebenen Kaffee und Wasser aufnehmen, dass eine kleine Tasse nachher damit gefüllt werden kann. Drei kleine Löffel Kaffee, eine gute Prise Zucker werde zuerst hineingegeben, erklärte mir die Hausfrau. Zusammen mit dem Wasser wird die duftende Essenz auf einem kleinen Rechaud gebraut. Man trinkt den starken Kaffee, der mit dem Satz in die Tasse gegossen wird, öfters am Tag. Er ist sehr stark, aber so aromatisch und duftend, dass man ihm nicht widerstehen kann.

Verpflegen kann man sich am Nil aber auch auf eine einfachere Art und Weise. Kaffee, Mineralwasser, gesalzene Erdnüsse, Früchte, Süssigkeiten und hell gebackenes, flaches Brot ersteht man für wenige Piaster in den Strassen. Da all diese kulinarischen Herrlichkeiten offen angeboten werden, steigen einem unversehens in engen Gassen oder Strassen die seltensten und würzigsten Düfte in die Nase. Nur hygienische Zellophanpackungen, wie wir sie bei uns gewöhnt sind, dürfen wir nicht erwarten. Mit kräftigen Händen wiegt der Händler Fische, Fleisch oder Gemüse ab und übergibt sie seinen Kunden gleich so, wie er sie frisch aus Fluss, Stall oder Garten nahm.

Wer nach Aegypten reist, wird auch den «Kebab» kennenlernen, welcher so etwas wie Nationalspeise darstellt. Dieses Fleischspeise sollte man aber unbedingt auch im echten Milieu zu Gemüte führen. Und am echtesten ist da wohl der «Khan el Kalili», der orientalische Bazar. Am Fusse jahrhundertealter Moscheen, in den ältesten Stadtvierteln Kairos findet man diesen herrlichen Markt, auf dem alles zu finden ist, was man wünscht, vom Küchengerät über Kleider und Schmuck bis zum klassischen Souvenirgegenstand. Zwischen den dicht gedrängten Häusern fügen sich dann und wann kleine

---

Intellekt geschliffenen Sprache doch mühelos möglich ist. Sophie Hämmerli-Marti verblieb mit ihrem Innersten zeitlebens in einer vom Intellektualismus unberührten Welt. Wo sie mit ihrem Denken die Insel verliess, suchte sie zunächst eine Stütze und fand sie im Intellekt anderer. Daher die Anlehnung an Vorbilder in ihren hochdeutschen Gedichten, die sich lange in den Formen und Wendungen der deutschen Klassik bewegen. Erst als die Dichterin als vollbewusster Mensch wieder in die Unschuldwelt des Kindes trat, kam ihre tiefste poetische Fähigkeit zum Durchbruch: jetzt gestaltete sie künstlerisch und von Grund aus originell das Mundartwort. Nur ihr Mundartwort ist für die Welt von Bedeutung geworden. Im Bereich ihrer Persönlichkeit und des von ihr zurückgelegten Entwicklungswegs erfüllen ihre hochdeutschen Gedichte jedoch eine so wichtige Funktion, dass eine Betrachtung ihres Lebens sie nicht ausser acht lassen kann.

Auch jetzt behielt Sophie Hämmerli die Gewohnheit bei, in kurzen Notizen sich Rechenschaft zu geben über den Tagesverlauf. Aus diesen Notizen steigt für uns das Bild einer Doktorsfrau und Mutter, deren tätiges Helfen weit über den Familienkreis hinausreicht, und die doch immer noch Zeit findet, ihre innere Welt durch vielseitige und durch Auszüge festgehaltene Lektüre zu erweitern. Der Frohmut und die Schalkhaftigkeit früherer Jahre bleiben in diesen Notizen aber mehr und mehr aus, und man empfindet, dass die nach aussen hin so strahlende Persönlichkeit mit grossen Partien ihres Wesens im Schatten steht. Wie schwer auch das physische Leiden ist, das seit der Geburt des ersten Kindes an ihren Kräften zehrt, erweist sich erst jetzt. Es scheint, als könne die jetzt Fünfunddreissigjährige die Lebensmitte nicht überschreiten. Da entschliessen sich die Aerzte zu einer Operation, deren Ernst der Patientin bewusst ist. Sie lässt niemand fühlen, wie schwer ihr der Abschied fällt, wenn sie ihre K'nder zu Freunden in ein frohes ländliches Pfarrhaus bringt. Im Spital schreibt sie die Anfangsworte der Gedichte auf, die sie von Jugend auf begleitet haben: Strophen von Walther von der Vogelweide und Kürenberg, von Klopstock und Rückert, Schillers «Ideale» und Goethes Harfnerlieder sollen aufleuchten in ihr, wenn die Narkose Dunkelheit verbreitet. In der Nacht wird ein schmerzerfülltes schweizerdeutsches Gedicht aufs Papier geworfen, am nächsten Morgen jedoch, unmittelbar vor der Operation, darunter ein hochdeutsches gesetzt, dessen Gedankenflug sich weit über Konventionelles erhebt:

Nun steh ich vor der dunklen Pforte
Und hebe meinen bangen Blick:
Darf glauben ich dem Freundesworte,
Kehr lebend ich von hier zurück?
Ich glaube — komme was da wolle,
Zum Leben geh ich immer ein,
Ist's nicht auf dieser grünen Scholle,
Wird's in den Ewigkeiten sein. (1903)

Sie kehrte zurück auf die geliebte grüne Scholle! Zwar dauerte es noch Jahre, bis der Organismus erholt und eine immer wieder herandrängende Schwermut zurückgedämmt war. Aber der Sieg wurde erkämpft, und statt fortan geschwächt zu sein, reagierte ihre Natur sogar mit einer Steigerung der produktiven Kraft.

Nur knapp und sachlich geführte Tagebücher und sehr viele hochdeutsche Gedichte lassen die Krisen erkennen, durch welche die wieder tätig im Leben Stehende jetzt hindurchgeht. Im Rückblick darauf schreibt sie nach Jahren an ihren Gatten: «Wir kamen doch eigentlich als zwei ganz fremde Menschen zusammen, die sich durch die Liebe erst kennenlernen mussten. Und auch trotz der Liebe; denn sie hatte uns zuerst getäuscht: jedes sah das andere gleich wie sich selbst und erst nach und nach erkannten wir das Grundverschiedene unserer Anlagen und Neigungen. Es gab Jahre, wo ich versuchte, mich ganz auszumerzen, nur noch in Dir zu leben und alles verkümmern zu lassen, dessen Du nicht bedurftest. Ich wollte Einheit um jeden Preis, aber die unterdrückte Natur rächte sich . . . Denn das Lebensprinzip, der Gott in uns, will, dass wir wachsen, und das ist nur möglich, wenn der Charakter sich aus dem Grundzug des Wesens entwickelt wie der Stamm aus der Wurzel. Nun ist das überstanden, wir sind nicht ineinander aufgegangen, sondern stehen eng nebeneinander.» (1. Okt. 1914.)

Gestärkt und gereift war sie damals hervorgegangen aus einer Zeit, die ihr die Abgründigkeit des Lebens offenbart hatte. Dem Arzt, dem im Spital ihre Pflege obgelegen war, verdankte sie eine neue Erweiterung ihres Wesens durch die bildende Kunst. Von ihm dazu angeregt, tauchte sie mit der ihr eigenen Intensität in die neu entdeckte Welt des Schönen ein, und wie immer, wenn etwas Grosses sie bewegte, gab sie es in irgendeiner Form auch weiter an ihre Umgebung. Hatte sie ein Bildwerk erlebt, so war ihre Fähigkeit, es zu schildern, so gross, dass eines der Kinder immer wieder glaubte, es selbst gesehen zu haben.

Man befand sich jetzt im Jahrzehnt, das dem Ausbruch des Ersten Weltkriegs voranging, und Sophie Haemmerli-Marti gestaltete ihr Leben, als gelte es, die Früchte der sich neigenden Kultur überall zu suchen und in sich aufzunehmen.

Viel Kraft und Geistesgegenwart erforderte es schon, einem gastfreien Haus vorzustehen, das zugleich das unruhige, vom Klingeln des Telephons widerhallende Haus eines Arztes war. Eines Arztes, dem die Gattin zudem stets auch die ganze, damals noch komplizierte Buchführung besorgte, und den sie fast täglich — anfangs noch im gemütlichen Pferdefuhrwerk — auf eine seiner Praxistouren auf die Dörfer hinaus begleitete. Vor allem aber waren es die Kinder, denen in selbstverständlicher Weise die Kraft der Mutter zufloss. Ein besonderer Umstand vertiefte noch ihre Beziehung zu ihnen: sie unterrichtete nämlich, ursprünglich durch eine Erkrankung der Aeltesten dazu veranlasst, alle vier Mädchen während den ersten Schuljahren selbst. Bald in der Wohnstube, bald draussen im Garten erfolgten allmorgendlich zwei straff geführte Schulstunden, in denen es herging, als sei das Spitteler-Wort «Freudig und gern ist der Künste Kern» der Lehrerin schon bekannt. Als mit dem Unterricht auch die Jüngsten an die Reihe kamen, war ihre grosse Schwester schon Lateinerin und rezitierte ihre Hexameter treppauf und -ab. Wie hätte da die Mutter zurückbleiben können, sie, die schon als junges Bauernkind aus eigenem Willen den Zugang zu dieser Welt sich erschlossen hatte. Bald las der Lehrer ihrer Tochter mit ihr Vergil und Catull, und abends wurden Gedanken aus Seneca oder Plinius ins Merkbuch geschrieben. Dass sie nicht griechisch gelernt hatte, bedauerte die Dichterin zeitlebens, aber umso freudiger verfolgte sie die ersten Exkurse ihrer Kinder in die Welt der Odyssee. Nie wurde sie müde, den Klang dieser Sprache zu hören, deren Laute und Rhythmen eine frohe Erschütterung in ihr hervorriefen. Etwas Aehnliches erfuhr sie im Bereich des Zeichnens und Malens: selbst scheinbar nicht befähigt dazu, liess sie um so lieber ihre Kinder mit Pinseln und Stiften hantieren, mit einem befreundeten Bildhauer modellieren und ganze Schulhefte in Bilderbücher verwandeln. Schon jetzt, ganz besonders aber, als ihre jüngste Tochter den Malerberuf ergriff, wurde die Welt der Farben dann auch der Mutter von Jahr zu Jahr vertrauter. Solches ist bezeichnend für das Verhältnis nicht nur zu ihren Kindern, sondern zu allen, denen Sophie Haemmerli-Marti nahe stand: selbst immer spendend, wollte sie unaufhörlich auch «lernen» von ihnen.

Fortsetzung folgt.

Gaststätten ein, aus denen der kräftige Geruch gebratenen Kebabs strömt. Man sitzt nach landesüblicher Art auf ledernen Hockern oder niedrigen Bänken. Auf kleinen runden Tischen lädt auf frischen Kresseblättern der aufgeschichtete Kebab zum Verweilen ein. Die pikanten Fleischspiesschen werden noch in weissen Pfeffer getaucht und dann zusammen mit einem runden ägyptischen Brot gegessen. Eine einfache, aber typische und schmackhafte Mahlzeit. Gegen den Durst wird kühles Nilwasser getrunken, dem als besondere Essenz noch der Duft wohlriechender Orangenblüten beigegeben wurde...

Das kulinarische Aegypten erschöpft sich damit keineswegs, denn die orientalische Speisekarte enthält noch viele Gerichte. Erzählen möchten wir nur noch vom «Cinnamon», dem köstlichen Getränk, das beim abendlichen Plaudern unter Palmenkuppeln getrunken wird. Eine Zimtpflanze ergibt in Aegypten ein Gewürz, welches zu einem aromatischen, warmen Getränk verwendet wird. Vermischt mit etwas Zitronensaft, wird «Cinnamon» zu einem beliebten orientalischen Getränk, das nicht nur die Einheimischen, sondern auch die Europäer gerne geniessen. Und heute, wenn wir zurückdenken, tauchen aus feinen Dampfwölkchen der Tasse schleierhafte ferne Bilder aus der Zeit im Lande der Pharaonen und Pyramiden, die von ihrem Zauber noch nichts eingebüsst haben, auf... Sie erinnern daran, wie es war, als wir bei Toutankamon zu Gast waren. A. Z.

«Erfolgreich sein!»

Wenn wir die Reklameseiten unserer Zeitschriften und Zeitungen durchblättern, so liegt, hauptsächlich für junge Menschen, die Versuchung sehr nahe, zu glauben, dass Schönheit alles bedeutet. Und wie oft schon haben wir es erlebt, dass wirklich schöne Menschen uns enttäuschten, wenn wir sie näher «betrachteten», und weniger schöne uns auf die Dauer mehr zu geben vermochten als solche mit regelmässigen Zügen und dem sogenannten vielgepriesenen strahlenden Teint. Gewiss, zugegeben, jedermann liebt das «Schöne», lässt sich auf den ersten Blick davon beeindrucken. Doch wehe, wenn diese Schönheit nur Maske, nur äussere Fassade ist. Es liegt in der Natur von uns Menschen, dass wir von schönen Geschöpfen alles erwarten, wir setzen ohne weiteres voraus, dass diese auch geistreich und gut seien. Nicht immer jedoch trifft dieses zu. Es kann sein, dass gerade angeborene Schönheit einem jungen Menschen zum Verhängnis werden kann, indem alles in seinem Leben nur auf diese eine Karte gesetzt, und alles andere mehr oder weniger vernachlässigt wird. Die Ursache dazu liegt oft auch in dessen Umgebung. Schönen Menschen sind überall Türen und Tore geöffnet, ohne grosse Anstrengungen ihrerseits. Was andere oft durch unermüdlichen Fleiss erringen müssen, fällt jenen ohne weiteres von selbst in den Schoss. Schwieriger ist es jedoch für jene, den ihnen «geschenkten Platz» zu behaupten. Denn gerade durch längeres «Sichkennen» zeigen sich dann die eventuellen Lücken, die eine mangelhafte Bildung und ein sich «auf die Schönheit verlassen» zurückgelassen haben, sei es im Hinblick auf Wissen oder Können. Nichts wirkt auf die Dauer ermüdender als geistlose, interessenlose Schönheit. Wie manch weniger schöne Person wirkt bei öfterem Zusammensein anziehend durch ihre geistreiche Unterhaltung, gepaart mit Charme und Humor. Wohlverstanden, ich möchte hier auch nicht dem ausgesprochenen Blaustrumpfwesen das Wort reden. Nein, es sollte alles in harmonischer Weise bei einem Menschen gepaart sein, denn auch rein intellektuell gebildete Menschen können auf die Dauer abstossend wirken und ermüden, besonders, wenn nicht der nötige Takt vorhanden ist und genügend Toleranz. Oft genügt ein verstehendes Wort, ein Lächeln, ein Blick, um einen Mitmenschen sympathisch erscheinen zu lassen. Und hier kommen wir vielleicht dem Kernproblem der Menschen untereinander näher. Nicht Schönheit allein, nicht Wissen und Können nur machen als einzelnes einen ganzen Menschen aus, sondern alles gepaart, harmonisch ausgeglichen in einem einzigen Menschen vereint, verbunden mit warmer Herzlichkeit können einen Menschen erfolgreich machen. Gekrönt sollte dies alles aber sein von einem sauberen, geraden Charakter. T. J.-F.

Rund um Diskussionen

Das Diskutieren gehört zur lebendigen Demokratie. Es ist nicht nur eine Kunst, sondern auch eine Verpflichtung, eine Kunst deshalb, weil man in überzeugender Formulierung und knappen Worten das Wesentliche seiner Meinung sagen muss, und eine Verpflichtung deshalb, weil man auch in der Kritik etwas Positives äussern sollte. Immer ist es leichter zu kritisieren als darzulegen, wie man es besser machen könnte.

Wie wichtig es aber ist, wenn Menschen aus verschiedenen Landesteilen und auch aus dem Ausland miteinander diskutieren, das zeigte sich wieder einmal am 3. Schweizerischen Unesco-Kurs, der kürzlich unter der Leitung von Frl. Dr. I. Somazzi auf dem Gurten bei Bern stattfand. Immer wieder drehten sich die Diskussionen um die Frage des Frauenstimmrechts, meistens in zustimmendem Sinne, dann wieder auch zu abwägendem Vorgehen ermahnend oder Bedenken mehr äusserlicher Art ins Gespräch werfend.

Allgemeines Interesse fanden die Darlegungen eines Lehrers über die Art, wie er seine Schülerinnen zu selbständigem Handeln und Denken erzieht, damit sie sich später einmal auch in grossen Aufgaben zurechtfinden. Es gibt in jeder Schulklasse allerlei zu organisieren, wohl eines der wichtigsten Ereignisse ist die Schulreise. Weshalb diese Vorbereitungen nicht den Schülerinnen anvertrauen! Eine andere Möglichkeit, die jungen Mädchen zur freien Meinungsäusserung zu erziehen, bieten Kurzreferate. Sie lernen dabei, ihre Gedanken in eine gute und den Zuhörer fesselnde Form zu bringen, verlieren auch die Scheu, vor andern aufzutreten und sich zu äussern. Das Durcharbeiten von Biographien bedeutender Frauen ist ein weiterer Weg zur geistigen Selbständigkeit. Der Lehrer sollte aber nicht allein die jungen Mädchen auf ihre Aufgaben in der Gemeinschaft vorbereiten, sondern auch die Buben. Wenn sie nicht erkennen lernen, welche Verantwortung ihnen übertragen ist, indem es von ihnen abhängt, ob die Frauen mitarbeiten können oder nicht, so zeigt es sich, wie viel gerade in den Schulstuben in dieser Hinsicht noch getan werden muss.

Das Zusammenfassen der Eltern in einer Elterngemeinschaft für jede einzelne Klasse, die sich zur Schulgemeinschaft der Eltern weitet, bedarf der Mitarbeit der Mütter nicht weniger als derjenigen der Väter. Man lehrt, sich im kleinen Kreise aussprechen, sieht in grössere Zusammenhänge hinein und hat auch die Möglichkeit, sich praktisch zu betätigen. So erzählte zum Beispiel ein Lehrer aus einer armen Gemeinde, welche ungeheuren Anstrengungen nötig waren, bis ein Schulhausneubau durchgeführt werden konnte. Dies erst, nachdem sich der Grossteil der Kinder als gesundheitlich gefährdet erwiesen hatte. Das Geld reichte aber nicht für Jalousien und eine Terrasse. Da traten die Frauen in die Lücke. Sie säten Flachs, spannen und woben ihn und nähten daraus dicke Vorhänge. Ein Küechlitag half die Terrasse finanzieren, für deren unentgeltliche Ausführungsarbeiten die Männer angesprochen wurden. Aehnliche Beispiele der Zusammenarbeit zwischen Männern und Frauen gibt es unzählige. Sie beweisen, wie nötig und auch wie fruchtbar das Zusammenstehen ist.

Es eile nicht so sehr mit dem Frauenstimmrecht, es müsse langsam reifen, so äusserten die Bedächtigen, wohl wäre es wünschbar, wenn die Mütterlichkeit der Frauen mehr Einfluss gewänne. Lebhaft wurde indessen gefordert, dass die Männer mehr zur Verwirklichung der politischen Gleichberechtigung der Frau tun sollten. Ohne die Mithilfe der Männer geht es nicht und ihnen nützt es schliesslich, wenn die Kraft des guten Willens, die noch unausgenützt in den Frauen vorhanden ist, dem ganzen Volke zugute kommt. Wenn auch die Skeptiker befürchten, verschiedene politische Meinungen könnten die Ehe gefährden, so machte man im Ausland keine derartigen Beobachtungen, es sei denn, die Ehe wäre ohnedies schon vorher nicht harmonisch gewesen. Auch dem Einwand wurde entgegengetreten, dass sich die Frauen nicht für Sachfragen interessieren. Mehrere Diskussionsredner konnten aus eigenen Beobachtungen in Amerika berichten, wie intensiv sich die Frauen mit Sachfragen auseinandergesetzt hätten. Demokratie verlangt die Zusammenarbeit aller, die guten Willens sind, wenn sie lebensfähig bleiben soll. Dies wurde auch in diesem Zusammenhang immer wieder betont. r.

Gleiche Arbeit, gleicher Lohn — erfolgreich

Die nachfolgenden Angaben sind der Broschüre «Case Studies in Equal Pay for women» entnommen, die vom US-Departement of Labor, Women's Bureau, herausgegeben wurde.

Schon im Jahre 1918 haben die Eisenbahnunternehmungen in den USA den Grundsatz des gleichen Lohnes für gleiche Arbeit von Mann und Frau als Richtlinie ihrer Lohnpolitik angenommen. Seither ist der Grundsatz in den Vereinigten Staaten in immer weiterem Umfang verwirklicht worden. Die Nationale Vereinigung der Fabrikanten äusserte sich 1942, es beständen geringe Unterschiede zwischen der Arbeitsleistung von Männern und Frauen in der Industrie; bei gesunden Arbeitsverhältnissen sollten daher zwischen ihnen als Arbeitnehmern keinerlei Unterschiede gemacht werden. Eine namhafte Zahl von Gewerkschaften haben den Grundsatz der gleichen Entlöhnung von Mann und Frau in ihre Gesamtarbeitsverträge aufgenommen. Dies geschah vor allem deshalb, weil die billigeren Frauenlöhne oftmals drückend auf die Männerlöhne gewirkt hatten. Während des Zweiten Weltkrieges fand der Grundsatz der gleichen Entlöhnung ferner Unterstützung von seiten des Kriegsarbeitsamtes, wenn es kollektive Lohnstreitigkeiten zu schlichten galt. Bis 1949 haben überdies 12 von den 48 Bundesstaaten der USA ein Gesetz erlassen, das die Arbeitgeber zur gleichen Entlöhnung von Mann und Frau verpflichtet.

Die Frauenabteilung des Arbeitsdepartementes der Vereinigten Staaten hat im Frühling 1951 Erhebungen über den Erfolg und die Auswirkungen des Grundsatzes der gleichen Entlöhnung von Männern und Frauen gemacht. Die Unternehmungen, die befragt wurden — Warenhäuser, Banken, Flugzeugfabriken, Fabriken für elektrische Apparate und Präzisionsinstrumente — bestätigten übereinstimmend, dass sich diese Lohn- und Personalpolitik bewährt habe. Als Vorteile wurden angeführt:

1) Dass die gleiche Entlöhnung von Mann und Frau die Reibungen über Lohnfragen vermindert habe;

2) dass die gleiche Entlöhnung die Moral der Arbeitnehmer verbessert habe;

3) dass die gleiche Entlöhnung die Leistung der Frauen erhöht habe;

4) dass die gleiche Entlöhnung die Männerlöhne vor dem Lohndruck durch die Frauen geschützt habe;

5) dass die gleiche Entlöhnung von Mann und Frau für das Unternehmen eine Vereinfachung darstelle.

Unter diesen Umständen ist nicht daran zu zweifeln, dass die gleiche Entlöhnung von Mann und Frau — im Interesse aller Beteiligten — in den USA der vollen Verwirklichung entgegensieht. bo.

Veranstaltungen

Zürich: Lyceumclub, Rämistrasse 26. Montag, den 12. Januar, 17 Uhr, Konzert mit Werken moderner Schweizer Komponisten: Willy Burkhard, Arthur Honegger, Frank Martin. Ausführende: Bettina Brahm, Gesang; Marianne Wreschner, Klavier; Marianne Schlatter-Froehner, Cello; Ruth Hermann, Bratsche; Susanne Spoendlin, Flöte.
Eintritt für Nichtmitglieder Fr. 1.50.

Kreuzlingen: Freisinnige Frauengruppe. Dienstag, den 13. Januar 1953, 20.00 Uhr, Vortrag von Herrn Dr. E. Keller, Steckborn «Die Kathedrale von Chartres», im Nebenzimmer des Restaurant Schäfli, in Kreuzlingen. Zahlreiches Erscheinen wird uns sehr freuen. Neueintretende und Gäste sind herzlich willkommen.

Luzern: Freisinnig-demokratische Partei der Stadt Luzern, Frauengruppe. Zu unserer nächsten Veranstaltung, die Mittwoch, den 14. Januar 1953, 20.15 Uhr im Hotel Rebstock, 1. Etage, stattfindet, laden wir Sie freundlich ein. Ein junger Politiker, Herr Dr. Albert Krummenacher, Rechtsanwalt in Hochdorf-Emmenbrücke wird sprechen über: Freiheit und Sicherheit. Als Präsident der Jungliberalen Bewegung der Schweiz wird Herr Dr. Krummenacher dieses Thema vielseitig und aufschlussreich zu gestalten wissen.
Mit freundlichen Grüssen: Der Vorstand.

Bern: Schweiz. Lyceum-Club, Theaterplatz 7, 2. Stock. Freitag, 16. Januar, 16.30 Uhr: «Begegnungen und Erinnerungen», Plauderei von Fräulein Dr. Hedwig Wäber. Eintritt für Nichtmitglieder Fr. 1.15.
Samstag, 17. Januar, 17 Uhr: «Literarische Stunde am Kaminfeuer». Die bekannte Berner Schriftstellerin Helene von Lerber wird aus ihrem neuen Roman «Marie-Marthe» vorlesen. Oeffentlich und unentgeltlich für jedermann.

Voranzeige

Es gibt eine bestimmte Art grüne Blätter, die die Eigenschaft hat, erstens unzeitgemäss, also lange vor Frühlingsanfang zu erscheinen und zweitens unser Gemüt zu belasten. Statt dem Unangenehmen auszuweichen, wollen wir uns lieber einmal damit gründlich befassen und beginnen deshalb im neuen Jahr mit einem Kurs über

das zürcherische Steuergesetz

Leitung: Frau Dr. A. Rigling-Freiburghaus

Der Kurs umfasst 4 Abende, Beginn jeweils um 20 Uhr. 1. Dienstag, den 20. Januar 1953, 2. Dienstag, den 3. Februar 1953, 3. Dienstag, den 10. Februar 1953, 4. Dienstag, den 24 Februar 1953 und wird abgehalten im Clubzimmer des F. S. R. Frankengasse 3, Zürich 1, 1. Stock. Kursgeld pauschal Fr. 4.—. Der Ertrag fliesst in unsere Vereinskasse. Gäste sind herzlich willkommen. Voranmeldung erwünscht an die Sekretärin Frau M. Peter-Bleuler, Besenrainstrasse 33, Zürich 38 (Telephon 45 08 09). Der Vorstand.

Radiosendungen

Montag, 12. Jan., 14.00: «Notiers und probiers», mit den Beiträgen: «Der neue Flickkurs. — Fensterputzen, eine Freude. — Eine neue Stickerei. — Das Rezept. — Was möchten Sie wissen?» — Mittwoch, 14. Jan., 14.00: «Wir Frauen in unserer Zeit», Berichte aus dem In- und Ausland. — Freitag, 16. Jan.: Die halbe Stunde der Frau: 1. «Lehrjahre einer Bauerntochter», 2. Plauderei mit den Hörerinnen».

Redaktion:
Frau El. Studer-v. Goumoëns, St. Georgenstrasse 68, Winterthur, Tel. (052) 2 68 69

Verlag:
Genossenschaft «Schweizer Frauenblatt». Präsidentin: Frl. Dr. E. Nägeli, Trollstrasse 28, Winterthur

fermetal
Erstklassige Metalldichtung an Fenstern und Türen
Spezialität: Regenabdichtung (+ Patent) Garantiearbeit
FERMETAL ZÜRICH J. GERMANN
Zürich 1 — Sihlstrasse 43 — Telephon (051) 23 90 25

Darum kauft s'Müeti gern im
MERKUR
Chocolade · Biscuits · Bonbons

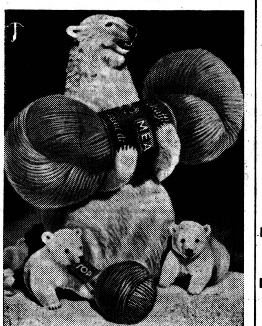
Wissenswertes über Speisefette

In Kochdemonstrationen wird heute ein Kochfett für neuzeitliche Ernährung aufdringlich empfohlen. Es handelt sich um eine Mischung von 98 % Kokosnussfett, 1 % Sonnenblumenöl und 1 % Sojaöl. Dieser Zusatz dient dem Zweck, das Fett als Speisefett anempfehlen zu können. Die zugesetzten 2 % Oel dürften kaum eine physiologische Wirkung haben. Reines Kokosnussfett ist jedoch beträchtlich billiger.

Unser «PIC-FEIN-Speisefett» ist ein Resultat jahrzehntelanger Erfahrung. Es ist rein vegetabilisch und enthält Lecithin. Der Markt dürfte kaum ein nahrhafteres Fett kennen, das tatsächlich selbst reiner, eingesottener Butter in dieser Beziehung ebenbürtig ist. Dazu bezahlen Sie keine Phantasiepreise. PIC-FEIN ist nicht künstlich gefärbt, es ist äusserst leicht verdaulich und deshalb das Speisefett für den sparsamen Haushalt.

Der heimelige Teeraum
Marktgasse 18
Gipfelstube
W. BERTSCHI, SOHN
ZÜRICH

J. Leutert
Spezialitäten in Fleisch- und Wurstwaren
Metzgerei Charcuterie
Zürich 1
Schützengasse 7
Telephon 23 47 70
Telephon 27 48 88
Filiale Bahnhofplatz 7


SCHAFFHAUSER WOLLE

Das gute Besteck

...von SCHÄR
Messerwaren und Bestecke
Bahnhofstr. 31, Zürich
Tel. 23 95 82

Tapeten A.G.
DECORATIONSSTOFFE
VORHÄNGE
ZÜRICH, Fraumünsterstr. 8, Tel. 25 37 30

Schmerzen in Fuss und Bein? da hilft
P. TREFNY
allein
Zürich 1 Rindermarkt 7
Gegr. 1848 Tel. 32 22 87

90 %
aller Einkäufe besorgt die Frau. Mit Inseraten im „Frauenblatt", das in der ganzen Schweiz von Frauen jeden Standes gelesen wird, erreicht der Inserent höchsten Nutzeffekt seiner Reklame

GIGER TEE
der aromatische, ausgiebige Tee für den Haushalt in der viereckigen Dose mit der Bärenmarke.
HANS GIGER & CO.
BERN
Import von Lebensmitteln en gros
Gutenbergstraße 3 Tel. 2 27 35

Detektiv Lier
Streng diskret · Erstes Spezialbüro lüftet alle Geheimnisse
Tel. 23 29 18
Löwenstr. 56 b/Bahnhof
ZÜRICH 1
a. Detektiv d. Stadt Zürich u. Fremdenpolizei
38 Jahre Praxis

Ernst
„Guets Brot"
„Feini Guetzli"

Seefeldstraße 119	Tel. 24 77 60
Seefeldstraße 212	Tel. 24 57 44
Forchstraße 37	Tel. 23 09 75
Zollikon, Dufourplatz	Tel. 24 96 49
Tea-Room Bahnhofplatz 1	Tel. 23 12 72
Schaffhauserstraße 18	Tel. 28 78 44
Universitätstraße 87	Tel. 28 20 58